

»Dunkel, fesselnd und erschreckend plausibel.  
Ein absoluter Pageturner.« MEG GARDINER

NOMINIERT  
FÜR DEN  
**EDGAR  
AWARD**

# Bis in alle Endlich keit

THRILLER  
SUHRKAMP

JAMES KESTREL

SV

*Wer ist Claire Gravesend?* Das fragt sich Privatdetektiv Lee Crowe, als er sie tot an einem frühen Sommermorgen 2019 auffindet, in einem feinen Cocktailkleid, auf dem Dach eines Rolls-Royce, im gefährlichsten Viertel von San Francisco. Claires Mutter, die megareiche und einflussreiche Olivia Gravesend, glaubt der Polizei und dem Gerichtsmediziner nicht: Ihre Tochter hat sich nicht selbst umgebracht. Olivia beauftragt Crowe mit dem Fall, der aber schon bald Fragen über Fragen über die Familie Gravesend aufwirft:

Zunächst werden bei der Autopsie seltsame kreisförmige Narben an Claires Wirbelsäule entdeckt. Dann entgeht Crowe nur knapp einem Mordanschlag. Und schließlich entdeckt er in Claires Domizil das größte Geheimnis von allen: Schlafend in einem der Zimmer findet er Claire. Lebend. Und Crowe ist wieder ganz am Anfang: *Wer ist Claire Gravesend?*

**James Kestrel** ist ein Pseudonym von Jonathan Moore, Anwalt und Romancier. Bevor er sein Jurastudium in New Orleans abschloss, war er Englischlehrer, Wildwasser-Rafting-Führer auf dem Rio Grande, Besitzer von Taiwans erstem mexikanischen Restaurant, Betreuer in einem texanischen Wildniscamp für jugendliche Straftäter und Ermittler für einen Strafverteidiger in Washington, D. C. Er lebt mit seiner Familie auf Hawaii. Seine Bücher wurden in zwölf Sprachen übersetzt. Für seinen Thriller *Fünf Winter* (st 5317) wurde er u.a. mit dem Edgar Award 2022 für den besten Roman des Jahres ausgezeichnet, mit dem Barry Award 2022 für den besten Thriller des Jahres und mit dem Deutschen Krimipreis 2023.

**Stefan Lux** übersetzt aus dem Englischen und hat u. a. Jonathan Moore, Marie Rutkoski, Loraine Peck, Nick Kolakowski und Michael Koryta ins Deutsche übertragen. Er lebt in Bonn.

JAMES KESTREL

**Bis in alle  
Endlichkeit**

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Stefan Lux

Herausgegeben von  
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel  
*Blood Relations*  
bei Houghton Mifflin Harcourt.



Erste Auflage 2024  
suhrkamp taschenbuch 5435  
Deutsche Erstausgabe  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024  
© 2019 by Jonathan Moore  
Alle Rechte vorbehalten.  
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.  
Umschlag und Umschlaggestaltung:  
zero-media.net, München  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-47435-8  
  
[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

*Für meine Tochter,  
Sally Mabina Moore Wang*

Als ich Claire Gravesend das erste Mal sah, war sie schon tot. Wenn auch nicht lange. Sie lag vor den Refugio Apartments auf der Turk Street, noch warm und mit Farbe auf den Wangen. Mit zwei Fingern betastete ich die linke Seite ihrer Kehle, um mir das ohnehin Offensichtliche zu bestätigen. Die 9-1-1 zu wählen, kam nicht infrage. Das Letzte, was ich in diesem Moment gebrauchen konnte, war ein Gespräch mit der Polizei. Außerdem hätte die Tote sowieso nichts mehr davon gehabt.

Ich sah, wie sich das Wasser in ihren offenen Augen sammelte. Falls es noch einen Teil in ihr gab, der sehen konnte, schaute sie aus einem Ozean herauf, dessen Oberfläche für sie unerreichbar war. Sie hatte ihren letzten Atemzug getan, sank hinab und nahm alles mit sich, was sie je gekannt hatte.

Claire Gravesend.

Natürlich kannte ich ihren Namen noch nicht. Ich konnte nicht ahnen, wie sie mein Leben verändern würde. Es hätte eine flüchtige Begegnung sein können. Ein bedauerlicher Anblick auf einer Straße im Tenderloin, wo Unglücksfälle an der Tagesordnung waren. Stattdessen nahm ich meine Kamera zur Hand, was mich endgültig in die Geschichte hineinzog. Von Angesicht zu Angesicht sah ich Claire Gravesend in diesen wenigen Minuten, danach nur noch auf Fotos. Momente aus ihrem Leben, Hinweise. Die Spuren waren verstreut wie Glasscherben.

Im Rückblick hätte es mich nicht überraschen dürfen, dass die Begegnung nicht das Ende war. Sobald man einen Men-

schen wie Claire Gravesend auch nur streift, bleiben Spuren zurück. Entweder setzt man die Dinge selbst in Bewegung, oder sie entwickeln ihr Eigenleben. Und wenn sie erst ins Rollen kommen, sind sie nicht mehr aufzuhalten. Ein ewiger Kreislauf, der sich stetig erneuert.

Ich werde dieses Bild von Ewigkeit einfach nicht los. Vielleicht rede ich auch von Schicksal – von der Vorstellung, dass der Name und der Lebensweg eines Menschen schon vor dem ersten Funken des Urknalls in Stein gemeißelt sind. Dass man ewig leben könnte, ohne von dem Pfad, der einem vorherbestimmt wurde, abweichen zu können.

Aber dieser Eindruck ist nur eine Folge dessen, was später passiert ist.



Lassen Sie mich kurz ein paar Dinge erklären.

In jenem Sommer hatte ich fünf Wochen lang im Westchester gewohnt, einem schäbigen Hotel im fauligen Herzen des Tenderloin. Ich bin nicht wohlhabend, aber in einem solchen Viertel muss ich zum Glück nicht leben. In dem Hotel war ich aus beruflichen Gründen gelandet. Ich arbeitete an einem Fall, also hatte ich den kompletten Juni zwischen einer Prostituierten in Altersteilzeit und einem überzeugten Junkie gewohnt. Das Bad am Ende des Flurs teilten wir uns. Weil das Gebäude dünne Wände hatte, teilten wir auch alle möglichen Geräusche. Äußerlich betrachtet hatten wir unsere Gemeinsamkeiten: Wir alle hatten unsere Gründe, den Rezeptionisten zu meiden; wir gaben kein unnötiges Geld für die Wäscherei aus; der Nachtschicht-Verkäufer im nahe gelegenen Schnapsladen hätte uns bei jeder Gegenüberstellung herauspicken können. Aber im Gegensatz zu mir hatten meine Nachbarn wohl kaum ihre Bodendielen aufgehebelt, um Mikrofone und winzige Kameras an den Decken der eine Etage tiefer wohnenden Gäste anzubringen. Sie verbrachten die Nächte nicht damit, geflüsterten Gesprächen zu lauschen und Codenamen in ein Notizbuch zu schreiben. Dazu waren meine Nachbarn zu ehrlich.

Der Aufzug im Westchester war außer Betrieb, der Schacht voller Müll: Spritzen und Schnapsflaschen, Windeln für Erwachsene und Kartons von Meals on Wheels. Das Treppenhaus war unbeleuchtet, aber benutzbar. Die Treppe endete vor einer schmiedeeisernen Pforte, die auf die Turk Street hinausführte. Morgens vor Sonnenaufgang ging ich regelmäßig nach

unten und spazierte mehrere Blocks weit, um festzustellen, ob ich verfolgt wurde. Wenn ich mich vergewissert hatte, dass ich allein war – Sie würden sich wundern, wie allein man im Tenderloin um diese Uhrzeit sein kann –, ging ich ins Civic Center, wo ich ein aus zwei Räumen bestehendes Büro habe, ganz in der Nähe des Gerichtsgebäudes. Gerichte ziehen die Art Menschen an, die für meine Dienstleistungen zahlen.

Während dieser fünf Wochen hatte ich allerdings nur einen einzigen Klienten gehabt. Ich berechnete ihm vierundzwanzig Stunden am Tag. Fröhlich ging ich ins Büro und sah die Post durch. Ich hörte meinen Anrufbeantworter ab und bezahlte die Rechnungen, schließlich ging mein Leben weiter. Dann rief ich den Mann an, dem ich meine Rechnungen schickte und der meine Schecks unterschrieb. Bevor es hell wurde, schlich ich mich auf meinen Lauschposten im Westchester zurück.

Genau das hatte ich auch am ersten Dienstag im Juni vor. Ich trat durch die Pforte hinaus und checkte die an der Turk parkenden Autos. Vor allem achtete ich auf Lieferwagen ohne Fenster. Sie sind relativ leicht zu entdecken: Außen ist *Joe's Plumbing* aufgemalt, aber drinnen sitzt ein halbes Dutzend Agenten von FBI oder DEA vor irgendwelchen Video-Monitoren und spricht in Funkgeräte. Falls an diesem Morgen welche dort waren, bemerkte ich sie nicht. Ich drehte eine Runde um den Block. Als ich sicher war, dass ich nicht verfolgt wurde, ging ich Richtung Westen, Richtung Van Ness Avenue, wo mein Büro lag.

Auf halber Strecke bemerkte ich das Auto. Es war auf dem Bürgersteig geparkt, direkt vor den Refugio Apartments. Nicht irgendein Auto, sondern ein Rolls-Royce Wraith. Er hatte offenbar kürzlich eine Wandlung von brandneu zu

komplett zerstört durchgemacht. Bei einem Unfall, vermutete ich, und überquerte die Straße, um mir den Wagen gründlicher anzusehen. Je näher ich kam, desto deutlicher wurde, dass mein erster Gedanke nicht ganz zutraf. Weder vorn noch an den Seiten waren Spuren einer Kollision zu erkennen.

Der verchromte Kühlergrill und die rauchgraue Motorhaube waren in einwandfreiem Zustand. Das Dach allerdings war bis auf Höhe der vergoldeten Türgriffe eingedrückt. In dieser zerknautschten Delle lag eine makellose Blondine. Sie trug ein schwarzes, hauchdünnes Cocktailkleid, das im Licht der Straßenlaternen glänzte. Blut entdeckte ich nur an ihrem linken Fuß, offenbar war es an der Rückseite ihrer Wade bis auf die Ferse hinuntergelaufen. Ihre Hände waren auf dem Brustkorb gefaltet, die Augen offen. Die Haare fielen wie ein Fächer über das Dach des Wraith. An ihrem rechten Handgelenk hing eine Abendtasche. Ein Fuß war nackt – vielleicht hatte sie beim Aufprall einen Schuh verloren. Ihre Zehennägel waren weiß lackiert wie das Innere einer Muschel.

Ich schaute mich um. Auf der anderen Straßenseite, auf einem Bett aus plattgedrückten Kartons, lag ein Mann in einem wattierten schwarzen Overall. Er schlief oder war bewusstlos. Nach fünf Wochen auf der Turk Street konnte ich den Snowsuit Man je nach Windrichtung zwei Blocks weit riechen. Falls der Knall, mit dem die Frau auf dem Auto gelandet war, ihn geweckt hatte, hatte er ihn jedenfalls nicht daran gehindert, gleich wieder einzuschlafen. Außer ihm und mir war niemand in der Nähe, jedenfalls nicht hier unten auf der Straße. Ob irgendwer die Szene durch eins der dunklen Fenster beobachtete, ließ sich nicht sagen, ich versuchte erst gar nicht, es herauszufinden.

Stattdessen trat ich näher. Die Frau atmete nicht. Vorsich-

tig streckte ich die Hand aus und legte meine Finger unter ihr Kinn. Behutsam tastete ich nach der Halsschlagader. Die Frau war noch warm, aber ich spürte keinen Puls. Noch einmal schaute ich nach links und rechts, dann drehte ich mich zum Refugio um.

Vierzehn Stockwerke. Hundert Jahre altes Ziegelwerk mit Bögen und Säulen auf den beiden untersten Etagen. Oberhalb des Autos waren keine geöffneten Fenster zu erkennen, aber es gab breite Simse. Sie hätte auf eins hinausklettern und dann das Fenster zuziehen können. Oder sie war vom Dach gesprungen. Aber nichts davon erklärte es wirklich – ihre Lackledertasche, ihr transparentes Kleid und das irrsinnig teure Auto, auf dem sie gelandet war. Auf der Turk Street, direkt vor dem Refugio, ergab nichts davon irgendeinen Sinn. Vierzehn Stockwerke voll Bettwanzen und falschen Feueralarmen. Hier fuhrn mitten in der Nacht Polizeiwagen vor, um häusliche Auseinandersetzungen zu schlichten oder Wohnungstüren einzutreten. Es war besser als das Westchester, aber nicht viel.

Ich trat zurück und hockte mich auf den Bürgersteig. Unter meinen Füßen knirschte das Glas der Windschutzscheibe, also kniete ich mich lieber nicht hin. Stattdessen stellte ich den Rucksack ab und öffnete ihn. Beim Verlassen meines Zimmers im Westchester hatte ich nichts herumliegen lassen. Die Überwachungskameras und Mikrofone waren versteckt, ein Teil der Aufnahmegeräte passte unter die Bodendielen. Aber meinen Laptop oder meine Kamera ließ ich grundsätzlich nie zurück. Also nahm ich die Nikon und stellte sie auf Nachtporträt ohne Blitz ein.

Ich hörte eine Sirene, aber das hatte im Tenderloin nichts zu bedeuten.

Ich stand auf und machte fünf Fotos der Selbstmord-Blondine auf ihrem Wraith-Totenbett. Dann trat ich zehn Schritte zurück, um eine Aufnahme von ihr mit dem Gebäude und der Straße zu machen. Fotografieren ist mein Beruf, könnte man sagen. Meistens bekommen nur meine Kunden die Bilder zu sehen. Aber wenn sich die Gelegenheit ergibt, bin ich mir nicht zu schade, ein Foto an den *Chronicle* oder jeden anderen zahlenden Abnehmer zu verkaufen. Seit der Scheidung und speziell meiner Rückkehr hierher schlage ich mich so gut wie möglich durch. Ich nehme, was ich kriegen kann. Und mit Fotos verdiene ich einiges, weil ich oft am richtigen Ort bin.

Als ich die Kamera herunternahm, sah ich den Mann. Er hatte sich auf dem Bürgersteig genähert und zog einen schwarzen Karren, auf dem silberne Kisten festgezurrt waren. Aber jetzt war er stehen geblieben, um schockiert und mit offenem Mund auf das Auto zu starren. Mir war nicht klar, ob er die junge Frau sehen konnte oder nicht. Es dauerte eine Weile, bis er mich überhaupt registrierte. Dann blickte er abschätzend zwischen mir, meiner Kamera und dem zerstörten Auto hin und her.

»Wer zum Teufel sind Sie?«

»Niemand«, sagte ich. »Ein Typ, der einen Spaziergang macht. Und Sie?«

Er antwortete nicht, trat aber näher. Unter seinen Laufschuhen knirschte Glas. Er trug eine Segeltuchhose und ein Flanellhemd. Darüber eine Weste mit zahllosen Taschen. Auf seiner Baseballkappe stand der Name einer Produktionsfirma, von der ich nie gehört hatte. Für einen Augenblick glaubte ich, in ein Filmset gestolpert zu sein. Aber es gab keine Scheinwerfer, keine weißen Trailer, keine Sägeböcke, mit denen

Autos vom Parken abgehalten wurden. Auch die tote Frau war kein Requisit.

»Was ist passiert?«, fragte der Mann, als er endlich zu Atem gekommen war.

»Es sah schon so aus, als ich hier ankam«, sagte ich. »Ist das Ihr Auto?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich bin am Arsch. Ich bin komplett am Arsch.«

Er zog sein Handy aus der Tasche und fing an, auf dem Display zu scrollen. Vielleicht überlegte er, wen er als Erstes anrufen sollte.

»War sie mit Ihnen zusammen?«, fragte ich.

»Sie?«

Ich deutete mit dem Kopf auf den Wagen, der Mann kam noch näher. Er entdeckte die Frau und wandte sich schnell ab.

»O Gott.«

»Kennen Sie sie nicht?«

»Ich hab sie nie im Leben gesehen.«

Ich trat zur Seite, um den richtigen Bildausschnitt zu finden. Als ich den Kerl von der Filmproduktionsfirma mit der Frau und dem Auto im Sucher hatte, hob ich die Kamera und löste aus.

»Hey!«, sagte er. »Verdammt, was soll das?«

»Für die Zeitungen.«

Ich ging los. Er rief mir weder hinterher, noch folgte er mir. Am Ende des nächsten Blocks entdeckte ich einen geparkten Kastenwagen, auf dessen Seite der Name der Produktionsfirma stand. Auf der Ladefläche war ein junger Mann im Collegealter dabei, mit Hilfe einer Taschenlampe verschiedene Kisten mit Videoausrüstung zu durchsuchen. Wenn sie nur zu zweit mit dem geliehenen Wraith hier waren, musste es sich

um einen Kleinstbetrieb handeln. Ich trat vom Bürgersteig hinunter und legte eine Hand ans Heck des Autos.

»Guten Morgen«, sagte ich, der junge Mann blickte endlich auf. »Wofür ist der teure Wagen gedacht?«

»Werbedreh«, sagte er. »Ein TV-Spot.«

Er wandte sich wieder seiner Ausrüstung zu. Sechs weiße Schirme hatte er bereits zur Seite gelegt, jetzt suchte er wahrscheinlich nach Stativen und einer Flashbox mit Fernauslöser. Er machte einfach seinen Job, als sähe er keinen inneren Widerspruch darin, in einer Gegend mit Sozialwohnungen Werbung für ein Auto zu machen, das eine halbe Million Dollar kostete. Wahrscheinlich würden sie auch nicht davor zurückschrecken, den Snowsuit Man von der anderen Straßenseite herüberzuzerren und ihn als Requisit zu nutzen.

»Vielleicht sollten Sie den Wagen abschließen und mal nach Ihrem Boss sehen«, sagte ich. »Er hat ein Problem.«

»Er hat ... was?«

»Und nehmen Sie Ihr Handy mit, dann können Sie die 9-1-1 anrufen.«

Wieder blickte er auf. Ich fotografierte ihn, diesmal mit Blitz, damit ich sein Gesicht im dunklen Laderaum aufs Bild bekam. Als Zugabe machte ich gleich noch eine Aufnahme vom Nummernschild. Dann ging ich zurück zu meinem Büro.

In mein Büro gelangte man über eine Treppe zwischen einer Beratungsstelle für Kriegsveteranen und einer Kreditgenossenschaft. Am Portikus hatte ich ein kleines Schild aufgehängt.

AGENTUR LELAND CROWE

*PRIVATE ERMITTLUNG*

Ich ging die Treppe hoch und schob mit dem Fuß die Post vom Tag zuvor beiseite. Durch den Empfangsraum – der leer

war, weil ich keine Sekretärin hatte – ging ich in mein Büro. Ich schob die Speicherkarte meiner Kamera in den Computer und brachte zehn Minuten damit zu, die Fotos zu sortieren und zu bearbeiten. Mein Kunde konnte einen Moment warten.

Die Selbstmord-Blondine war wunderschön, was auch für meine Aufnahmen galt.

Das Dach des Autos hatte ihren Flug aufgehalten und sie teilweise eingewickelt, wodurch Arme und Beine in einer natürlichen Position lagen. Weil sie nicht auf dem Bürgersteig ausgebreitet lag, wirkte sie nicht wie eine Leiche, sondern beinahe kunstvoll arrangiert. Eine Frau, die auf einem Bett aus Stahl schlief. Ich hatte verschiedene Belichtungszeiten und Perspektiven gewählt. Fotos, die das Blut an ihrem Fuß, das zersplitterte Glas und ihre Rundungen unter dem Kleid zur Geltung brachten und sich für den Fall, dass sie berühmt sein sollte, bestens in den Boulevardblättern machen würden. Für die seriöseren Zeitungen hatte ich Aufnahmen, die zwar die Szene einfingen, das Blut aber aussparten.

Ich griff zum Telefon und rief die Fotoredakteure an, mit denen ich zusammenarbeitete. Zum damaligen Zeitpunkt war ich nicht dringend auf zusätzliches Geld angewiesen. Dank meiner Sommerbeschäftigung im Westchester Hotel war ich vergleichsweise flüssig. Aber ein einziger knapper, hungriger Winter zieht lebenslange Gewohnheiten nach sich. Man lässt sich eine Chance nicht entgehen; man isst, was auf den Teller kommt.

Also rief ich die Redakteure an, beginnend mit denen, die das meiste Geld hatten. Und ich feilschte.



Eine Stunde später hatte ich einen vorformulierten Vertrag unterschrieben, gescannt und per E-Mail verschickt. Mein Foto würde um neun Uhr online sein und in drei Tagen in den Regalen der Lebensmittelläden. Das *Just Now!*-Magazin würde mir tausend Dollar zahlen, plus einen zweihundertprozentigen Aufschlag, falls es sich bei der Toten um eine »einflussreiche Persönlichkeit« handelte. Die sorgfältig formulierte Definition dieses Begriffs fand sich auf Seite drei des Vertrags und war höchstwahrscheinlich von einem Anwalt am Wilshire Boulevard aufgesetzt worden, der diese Aufgabe so selbstverständlich fand wie das Feilbieten eines Rolls-Royce vor der Kulisse eines heruntergekommenen Viertels. Darüber konnte ich spotten, so viel ich wollte, aber den Scheck würde ich natürlich einlösen.

Als das erledigt war, rief ich Jim Gardner an, den Strafverteidiger, der meine Arbeitszeit für den kompletten Sommer gebucht hatte. Er saß um zehn vor sieben bereits an seinem Schreibtisch und hob beim ersten Klingeln ab. Natürlich arbeitete er so früh schon, schließlich hatte gerade ein wichtiger Prozess begonnen, in dem die Aussage des Hauptzeugen der Anklage unmittelbar bevorstand.

»Guten Morgen«, sagte ich und kam seiner üblichen Begrüßung zuvor. »Perfektes Timing. Ich hab etwas.«

Einen Moment lang herrschte Stille. Wahrscheinlich überlegte er, welchen Ton er für den Fall anschlagen sollte, dass er vom FBI abgehört wurde. Was nicht ganz abwegig war. Jedenfalls nicht, wenn die Regierung eine ungefähre Vorstellung davon hatte, wofür Jim mich den Sommer über bezahlte.

»Rufen Sie dienstlich an, Mr Crowe?«

Wenn Jim Gardner im Prozessmodus war, klangen noch seine banalsten Fragen, als wären sie in Leder gebunden und bedeutungsvoll. Er hatte gestern sein Eröffnungsplädoyer gehalten, war also in Fahrt. Außerdem war ihm bewusst, dass er möglicherweise vor einem größeren Publikum sprach.

»Ja, Herr Anwalt«, sagte ich. »Dieser Anruf ist vertraulich und unterliegt der Schweigepflicht.«

»Das reicht mir nicht. Haben Sie schon Kaffee getrunken?«

Im dritten Stock des Westchester gab es einen Typen, der von seinem Zimmer aus Crack verkaufte. Er verpackte es in Kondome, die er beim API Wellness Center auf der Polk Street geschnorrt hatte. In meinem Hotel kam das noch am ehesten an einen Kaffee heran.

»Der Portier hat mir empfohlen, das Frühstück heute Morgen woanders einzunehmen.«

Ich legte auf. Ich musste nicht nach unserem Treffpunkt fragen. Der Ort stand längst fest.

»Gestern Abend hatten wir eine Besprechung in der Kanzlei«, sagte Jim. »Es lief nicht so, wie ich gehofft hatte.«

Wir saßen auf beiden Seiten eines Schreibtischs, der dem Geschäftsführer einer aufgegebenen Karosseriewerkstatt gehört hatte. Durch die von Spinnweben überzogenen Glaswände schaute man hinaus auf einen ölfleckigen Betonboden. Licht fiel nur durch ein Dachfenster herein. Dort oben lief eine Taube auf und ab. *Tap tap tap, tap tap tap.*

Jim hatte den Schlüssel zu diesem Laden, weil seine Kanzlei mit der Zwangsvollstreckung befasst gewesen war. Wir trafen uns hier so häufig, dass auch ich einen Schlüssel hatte.

»Nammar ruft heute Morgen als Erstes DeCanza in den

Zeugenstand«, sagte Jim. »Er ist ein guter Ankläger, deshalb dachte ich, er würde ihn sich den ganzen Tag vorknöpfen. Aber er macht um drei Schluss.«

»Wirst du danach eine Vertagung beantragen?«

Jim fuhr sich durch die grauen Haare, die dazu neigten, sich zu kräuseln, sobald sie etwas länger wurden. Mit seiner tiefen Stimme, der schleppenden Sprechweise, den breiten Schultern und seinem schweren College-Ring konnte man ihn leicht für einen Football-Trainer halten.

»Die RichterIn will ihren Zeitplan einhalten. Vielleicht will sie mir aber auch nur zeigen, wer der Boss ist. Ich kann sie nicht gut einschätzen. Wie auch immer, wenn Nammar fertig ist, muss ich mit dem Kreuzverhör anfangen. Keine Vertagung. Ich hoffe also, dass du wirklich etwas hast.«

Indem er um drei Schluss machte, zwang Nammar Jim dazu, sein Kreuzverhör auf zwei Prozesstage zu verteilen. Die Geschworenen würden zum Ende des Tages zwei Stunden zu hören bekommen, dann nach Hause gehen und alles vergessen. Jim würde die Nacht damit zubringen, sich zu fragen, ob er auf bestimmte Punkte noch einmal zurückkommen oder sie abschreiben und einfach weitermachen sollte. Für dieses Problem hatte ich eine Lösung.

»Nammar hat gestern Abend einen Besuch gemacht«, sagte ich. »Agent White hat ihn begleitet. Sie sind dreieinhalb Stunden bei DeCanza geblieben und haben ihn trainiert. Ihm gedroht. Ich habe Audio- und Video...«

»Das geht nicht. Ich will es nicht. Lösch es.«

»Okay.«

»Aber erzähl es mir auf jeden Fall.«

»DeCanza wird Lorcas Grab schaufeln.«

»Wer ist Lorca?«, fragte Jim. »Ich kenne keinen Lorca.«

»Wie du meinst.«

Mit ihm zu streiten hatte keinen Sinn. Jim hatte sich für dieses leerstehende Büro entschieden, weil es nicht verwandt war und die Feds nichts von ihm wussten. Aber es gab rote Linien, die er nicht übertreten würde. Sein Klient hatte eine Story, und Jims Job bestand darin, sie zu verkaufen. Immer und überall.

»Erzähl mir von DeCanza«, sagte er.

»Er stand ziemlich weit oben. Nummer zwei in der Befehlskette. Er kannte Lorca – deinen Typ – nicht nur vom Telefon oder vom Hörensagen, sondern vom Sehen. Sie haben Seite an Seite gearbeitet. Also weiß er alles. Was dir schon klar war.«

Ich ging mit Jim die wichtigsten Punkte durch. DeCanza hatte so angefangen wie alle. Als Kurier, der Päckchen nach Norden über die Grenze brachte. Nach drei Reisen, bei denen er nicht hochgenommen wurde, vertrauten sie ihm Bargeld an. Aber er war belesen und benutzte seinen Verstand. Als die DEA anfang, Abhörstationen und Bodenradar einzusetzen, um die Tunnel unter der Grenze aufzuspüren, heuerte DeCanza Männer aus den Werften Baja Californias an. Das erste U-Boot war vierzehn Meter lang, ein zweites achtundzwanzig. Es machte drei Fahrten, bis die Besatzung es vor den Augen eines Kutters der Küstenwache versenkte. Aber bis dahin hatten DeCanza und Lorca so viele Zollbeamte bestochen, dass sie keine U-Boote mehr brauchten. Sie konnten ihre Produkte in Linienflugzeuge packen und direkt nach New York fliegen. Statt mit Bargeld operierten sie jetzt mit Kryptowährungen, die sich unsichtbar transferieren ließen.

Wäre es um eine amerikanische Firma gegangen statt um ein internationales Kartell, hätte DeCanza sicher einen ein-

drucksvollen Titel getragen. Finanzdirektor, Vizepräsident der operativen Abteilung – etwas in der Art. Aber das Kartell scherte sich nicht um förmliche Titel. Mit Ausnahme des einen, den er jetzt trug: *Verräter*.

Ohne DeCanza beruhte der Fall der Staatsanwaltschaft ausschließlich auf Indizien. Alles konnte wegerklärt werden. Jims Klient war ein Geschäftsmann. Der Name *Lorca* stand nicht auf seinem kalifornischen Führerschein. Er stand nirgends. Das bedeutete: Sobald DeCanza verschwand, war auch die Chance auf eine Verurteilung dahin. Menschen, die Lorca in die Quere kamen, waren schon häufiger verschwunden. Ich hatte den Sommer mit einem gefährlichen Spiel verbracht. Ich hatte einen abtrünnigen Verräter aufgespürt und sein Zimmer überwacht. Hätte Lorca vom Westchester erfahren, hätte die Anklage ihren Hauptzeugen verloren. Ich hatte nicht vor, zum Komplizen eines Mordes zu werden. Um mich – und Jim – zu schützen, erzählte ich ihm also nur das, was zu wissen er sich leisten konnte.

»Das ist alles schön und gut«, sagte Jim. »Aber bis jetzt hebst du nicht gerade meine Laune. Was hast du wirklich?«

Ich hatte es vor einer Woche erfahren und bis jetzt zurückgehalten. Aber ich hatte die ganze Zeit geplant, es ihm im richtigen Moment zu sagen.

»Du hättest es nicht zu früh wissen wollen«, sagte ich. »Also habe ich es für mich behalten und dir ein moralisches Dilemma erspart.«

»Darum kann ich mich schon selbst kümmern.«

»Wenn du mich im Boot hast, ist das nicht deine Entscheidung. Im Klartext: Bevor ich dich ins Bild setze, musst du dich bereit erklären, die Information auf eine bestimmte Weise zu nutzen.«

»Nämlich?«

»Entweder setzt du sie heute im Kreuzverhör ein. Oder du vergisst, was du gehört hast. Du nutzt es heute oder gar nicht. Setz es jetzt ein – ohne Vorwarnung, ohne deinen Klienten zu informieren –, dann verschafft es dir einen Vorteil. Wenn er nicht vor der Staatsanwaltschaft davon erfährt, hast du morgen nicht mehr Blut an deinen Händen als jetzt.«

»Einverstanden.«

Natürlich erklärte Jim sich einverstanden, auch wenn er keine Ahnung hatte, wovon ich redete. Er brauchte meine Informationen. Und wahrscheinlich war ihm klar, dass ich ihm etwas anbot, das er als Druckmittel nutzen konnte. Er musste kein Genie sein, um sich zusammenzureimen, worauf es hinauslief. Das wirksamste Druckmittel von allen war das Leben unschuldiger Menschen. Frauen waren Gold wert, Kinder Diamanten.

»Sie halten DeCanza wie einen Gefangenen«, sagte ich. »Er ist ihr Zeuge, aber das heißt längst nicht, dass sie ihn mögen.«

»Das ist nichts Neues.«

»Seit Mitte Mai hat er den Himmel nicht mehr gesehen. Er steckt in einem Drecksloch im Tenderloin. Von einem Safe House zu sprechen, wäre reichlich gewagt. Zweimal am Tag bringen sie ihm Essen, außerdem sehen sie alle zwei Stunden nach ihm. Er trägt einen GPS-Tracker am Fußgelenk, den sie aber abnehmen, wenn er heute zur Verhandlung geht. Wenn du fragst, wird er abstreiten, dass es ihn je gegeben hat. Sie haben ihm Immunität zugesagt, aber nur unter der Bedingung einer Verurteilung. Mit anderen Worten: Sie haben ihn richtig bei den Eiern. Wenn er so aussagt, wie sie es wollen, dein Klient aber trotzdem auf freien Fuß kommt, gibt es keinen Deal.«

Jim trommelte mit zwei Fingern auf die ramponierte Schreibtischplatte.

»Damit kann ich arbeiten«, sagte er. »Selbst wenn er es abstreitet und behauptet, man hätte ihn im Holiday Inn untergebracht, kratzt es seine Glaubwürdigkeit an. Aber du hast noch mehr.«

Natürlich hatte ich noch mehr. Wäre das alles gewesen, hätte ich mich geschämt, Jim meine Rechnungen zu schicken.

»Er hat um ein Handy gebettelt. Einen ganzen Monat lang hat er jeden Tag danach gefragt.«

»Wozu will er es haben?«

»Das hat er dem FBI nicht verraten. Mir allerdings schon, weil er Selbstgespräche führt. Er will mit seiner Frau sprechen.«

»Die ist doch angeblich tot.«

Ich ließ Jim ein bisschen zappeln, indem ich auf meinen Kaffee pustete und einen Schluck trank. Dann checkte ich mein Handy.

»Du redest von der Sache in Mexico City«, sagte ich. »Vor dem Apartmentgebäude, das explodiert ist.«

»Zwei Spitzel haben sie auf dem Balkon gesehen.«

»Die Frau war im siebten Stock und die Spitzel zwei Blocks entfernt. Hast du irgendetwas von einem DNA-Test gehört?«

Jim starrte mich an, er musste die Information verdauen.

»Weiß Nammur davon?«, fragte er schließlich.

»Nicht die Spur.«

Jetzt hielt er die Finger still.

»Woher weißt du das alles?«

»Ich hab DeCanza gegeben, was er wollte«, sagte ich. »Ein Telefon.«

Es war eine ziemlich unkomplizierte Operation gewesen. Ein Kinderspiel und doch das Schmutzigste, was ich je getan hatte.

DeCanza bekam regelmäßig Besuche von einem halben Dutzend FBI-Agenten und drei stellvertretenden Bundesanwälten, darunter Nammar. Jeden einzelnen Besucher hatte er wegen eines Handys angesprochen, alle hatten ihn abblitzen lassen. Aber wenn einer von ihnen aus der Reihe getanzt wäre und ihm heimlich ein Telefon gegeben hätte, wäre es für denjenigen wegen des ständigen Kommens und Gehens ein Leichtes gewesen, alles abzustreiten. Also wartete ich, bis er zur Toilette am Ende des Flurs musste, ging runter, öffnete seine Tür mit einem Schlagschlüssel und einem Schraubenzieher und legte ihm ein Handy aufs Bett.

Als ich wieder oben war, zog ich die Latexhandschuhe aus und beobachtete DeCanzas Zimmer durch die Kamera in der Decke. Es war so winzig wie meins. Als er von der Toilette zurückkam, brauchte er gerade mal drei Sekunden, um das Handy zu entdecken. Er schaute sich im Zimmer um und ging ans Fenster, wo er eine ganze Minute reglos und mit gesenktem Kopf stehen blieb. Dann versteckte er das Telefon unter seiner Matratze.

Drei Tage später hatte er es immer noch nicht benutzt. Also wartete ich, bis er duschen ging, öffnete noch einmal seine Tür und stellte ihm eine Flasche Whiskey hin. Als ich wieder oben war, konnte ich in klarstem Schwarz-Weiß dabei zuschauen, wie er die Flasche entdeckte und den Verschluss inspizierte. Er kippte ihn weder weg noch versteckte er ihn oder ging konsterniert im Zimmer auf und ab. Er machte die Flasche einfach auf, roch einmal kurz daran und fing an zu trinken.



Zwei Stunden später hob er die Matratze an und nahm sich das Telefon. Ich sah, wie er es in den Händen hin und her drehte. Wie er es einschaltete und dann lange anstarrte. Schließlich wählte er aus dem Gedächtnis eine Nummer.

Natürlich war es eine Falle.

Das Handy war eins von zweien, die ich in Chinatown gekauft hatte, bei ein paar Drinks in einer Nische der San-Lung-Lounge. Ich bat einen freischaffenden Hacker, sie zu synchronisieren. Damit war er schneller fertig als mit seinem Mai Tai. Ich reichte ihm einen Umschlag mit Zwanzig-Dollar-Scheinen, das war's.

Als DeCanza seine Frau anrief, konnte ich also live zuschauen und zuhören. Er hätte es besser wissen müssen. Niemand, der im Zeugenschutzprogramm längere Zeit überlebt hat, würde je ein Smartphone in die Hand nehmen. DeCanza war für so etwas nicht gemacht. Ich ersparte ihm nur Zeit und anhaltendes Elend.

»Ich hab die Nummer nachverfolgt und ein bisschen recherchiert«, sagte ich zu Jim. »Er hat eine Festnetznummer gewählt, in der Gegend von Eagle Pass in Texas. Eine Zweitausend-Hektar-Ranch, die auf ein Unternehmen mit Sitz auf den Cayman Islands eingetragen ist. Die wiederum gehört ausländischen Kapitalgesellschaften mit dämlichen Namen und Briefkastenadressen – du darfst raten, wer sie in Wirklichkeit besitzt. Die Immobilie ist unbelastet und wurde bar bezahlt. Vor fünf Jahren, als DeCanza ganz oben war.«

Ich schob ihm eine Kopie der Urkunde aus dem Landregister hinüber.

»Und die Frau, die das Gespräch angenommen hat?«, fragte Jim.

»Maria Lucinda DeCanza«, sagte ich. »Sie wohnt dort mit ihrem neunzehn Monate alten Sohn.«

»Er ist auch noch am Leben?«

»Ich konnte ihn im Hintergrund hören.«

Jim Gardner starrte auf die Urkunde. Er nahm sie in die Hand, blätterte sie durch und steckte sie in seinen Aktenkoffer. Jim war kein guter Mensch, sonst hätte er sich eine andere Beschäftigung gesucht. Auch ich konnte kein Engel sein, wenn ich einfach darauf vertraute, dass er mit der Information, die ich ihm gerade gegeben hatte, anständig umging.

»Komm vorbei, wenn du dir das Kreuzverhör ansehen willst«, sagte Jim.

Er nahm seinen Aktenkoffer und verließ die heruntergekommene Werkstatt. Fünf Minuten später folgte ich ihm nach draußen.

Ich fuhr ins Westchester zurück. Meine Arbeit dort war erledigt. Sollte im Kreuzverhör heute Nachmittag die Bombe platzen, würden Nammar und das FBI sich fragen, wer DeCanza im Auge behalten hatte. Und wie. Also wollte ich mein Zimmer ausräumen. Die Überwachungs-ausrüstung abbauen, von sämtlichen Oberflächen die Fingerabdrücke abwischen und das Zimmer so hinterlassen, wie es aussehen sollte – leere Schnapsflaschen, zerknautschte Bierdosen, an Schneewehen erinnernde Stapel von Takeaway-Verpackungen in den Ecken und unter dem Bett. Dafür hatte ich schon einen Rucksack voll Müll bereitstehen.

Auf dem Weg zum Hotel kam ich am Refugio vorbei. Ich zählte zehn schwarz-weiße Streifenwagen, einen im Leerlauf bereitstehenden Rettungswagen und zwei zivile Fords, die wahrscheinlich den Detectives der Mordkommission gehörten. Gerade verließ ein Wagen der Gerichtsmedizin den

Ort des Geschehens. Die Blondine war eingesackt und mit einem Anhänger versehen, aber der Wraith stand immer noch am Straßenrand. Jemand hatte Verkehrskegel aufgestellt und sie mit Absperrband verbunden. Ich hob die Kamera, schaute durch die Linse und löste aus. Ein Mann trat aus der Haustür des Refugio heraus. Schlank, dunkelhaarig und mit einem vom häufigen Tragen glänzenden Anzug. Ein Mordermittler. Er schob sich durch eine Ansammlung von Beamten und sah zu mir herüber. Ich ließ die Kamera sinken und ging weiter.